

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

N^o 83.

(VII. Jahrgang.)

Mittwoch, den 6. April.

1836.

An den Traumgott.

Du, der mit der Täuschung Flügel,
Mild im Schlaf Dich zu uns neigst,
Mit der Träume buntem Spiegel
Zauberische Bilder zeigst,
Du bist's, der mit Truggestalten
Trübe Nächte uns verschönt,
Durch sein magisch' Feenwalten,
Das bedrängte Herz versöhnt.

Du, der unsern süßen Schlummer,
Oft durch finstre Bilder trübt,
Und statt Linderung neuen Kummer
Dem verzagten Herzen gibt.
Reihe, Traumgott! meinem Flehen
Dein oft streng verschloss'nes Ohr,
Nimm zurück der Täuschung Wehen,
Zaub're süße Bilder vor

Senke dann dich mild hernieder,
Auf dein lustiges Gespann,
Sib dem bangen Herzen wieder,
Was es einst so lieb gewann;
Schweb' um der Geliebten Schlummer,
Wenn er nächtlich sie umhüllt,
Daß auch selbst im Traum kein Kummer
Dieses Engelherz erfüllt.

Ja dieß Herz voll Huth und Güte
Sei von keinem Gram bedrückt,
Wo der Tugend schönste Blüthe
Sich mit jedem Tag erneut;
Fimmelsfriebe nur umschwebe
Freundlich ihre Lebensbahn,
Und du, Gott der Träume, webe
Ihr der Täuschung süßen Wahn.

Laß in zauberischen Träumen,
Sich Elifens Geist ergeh'n,
In geweihten Blüthenräumen
Hoffnung ihren Pfad umweh'n.
Wohl ihr, wenn der reine Glaube
Ewig leuchtend um sie schwebt,
Und — entrückt dem Erdenstaube —
Lieb' ihr Blumenkränze webt. E. Sacht.

Briefe an eine Dame.

(v. Hrn. v. Ramdohr.)

(Fortsetzung.)

Dieser Streit zwischen seinen Anlagen und seiner fest eingewurzelten Neigung auf der einen, und seinem beleidigten moralischen Sinn nebst seiner absteigenden Lage auf der andern Seite, machen ihn zum träumenden Schwärmer. Er möchte und möchte auch nicht: er kann und kann auch nicht: und so läßt er sich bald gehen, und hält sich bald wieder selbst auf, und wird aufgehalten. Er geht zum Indifferentismus über, und kann doch den Werth der Tugend und des Anstandes nicht verkennen. Er sucht also ein Temperament zu treffen, substituirt ein bloßes Interesse der Phantasie, dem Interesse für das wahre Gute, und umgibt das häßliche mit einer Hülle, mit einer Form, worin es doch etwas Wohlgefälliges für den Anschauungsinn enthält. Dieser Charakter hat unstreitig etwas psychologisch Interessantes, und erhält zugleich die Fähigkeit, eben so ästhetisch interessant zu werden, als Rousseau in seinen Confessions, der Liebhaber der Manon de Lescault in dem Romane dieses Namens u. s. w. zu erscheinen. Man verfolgt mit Begierde ihre allmähliche Bildung und die Entwicklung ihres Charakters und ihrer Schicksale. Man hofft, man wünscht für sie. Weit erhoben über Egmont erscheint mir Wilhelm Meister. Denn Egmont erscheint schwach und widerlich, weil

man Stärke von ihm erwartet, weil seine Situation diese fordert. Das ist der Fall mit Wilhelm Meister nicht. Von Seiten der Sittlichkeit aber möchte ich mehr gegen dieses Buch einwenden. Denn wohin muß das junge Leute führen, wenn sie sehen, daß die schamlosesten Buhlerinnen, die Philinen u. s. w. von einer Seite dargestellt werden können, auf der sie durch einen gewissen Anstrich von Offenheit, Eigenthümlichkeit und Stetigkeit in ihrer Handlungsweise als moralisch schön, unter Begleitung sinnlicher Reize erscheinen.

Die Darstellung — Goethe's eigenthümlichstes Verdienst — ist meisterhaft; inzwischen, wenn man die Beschreibung, die Rousseau von seinen Kinderjahren liefert, mit der Beschreibung des Puppenspiels vergleicht, wie fällt der Deutsche weg! Jener rückt uns durch die Lüfte nach der Pfarre hin, wo wir mit ihm den Canal für seinen Weidenstrauch ziehen, und mit ihm über dessen Verödung weinen, und läßt das Bild verschwinden, sobald der Eindruck erreicht ist. Goethe führt uns Schritt vor Schritt in dem väterlichen Hause vor das Marionetten-Theater, und verweilt so lange, bis man ausruft: ist es denn noch nicht vorbei! Daß wir Deutsche immer so umständlich sind, und nie zu rechter Zeit aufhören können!

Am besten haben mir die Stellen der Nachtmusik, welche der Marianne gebracht wird, der Seiltänzer-Gesellschaft, des alten Harfenisten und die letzte Scene mit Mignon gefallen. Diese ist wirklich unvergleichlich. Kennen Sie einen Roman, Clairant und Clara Duplessis, oder Geschichte zweier Emigranten von Lafontaine? Mir scheint das Werk von mittelmäßigem Werthe zu seyn, ob ich gleich dabei geweint und geschluchzt habe, wie ein Kind. Es ist sonderbar, daß Einen auch das Dumme wider unsern Willen rühren kann. Man ärgert sich über sich selbst, und wird doch hingerissen! Nun so ganz dumm ist freilich dieser Roman nicht, es sind einige schöne Gemälde der Liebe und der Natur darin. Aber die Charaktere sind elend gezeichnet, und die Begebenheiten sind weder gut zusammengehangt, noch natürlich. Und das macht doch den Hauptwerth eines Romans aus. Die Clara ist eine Demoiselle Leidenschaftlich, und Clairant ist ein Herr Leidenschaftlich: der Vater der Ersten, ein Herr Ahnenstolz, der sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch eine übernatürliche Grausamkeit unterscheidet u. s. w.

Sie verlangen meine Charis, theuerste Freundin; ich fürchte, sie wird Ihnen trocken und langweilig vorkommen. Inzwischen will ich sie Ihnen zusenden lassen. Ich bin jetzt mit dem ersten Theile meiner Venus-Urania fertig, und stark mit der Ausarbeitung des zweiten beschäftigt. Wie gern unterwürfe ich das Manuscript Ihrer Prüfung! Aber ich fürchte, so ein weitläufiges Manuscript würde Ihnen widerlich werden, und das könnte Ihnen demnächst auch gegen das gedruckte Werk einen Widerwillen einflößen!

Kennen Sie die neuesten Theaterstücke von Tffland: Allzu scharf macht schartig; Scheinverdienst, und

Alte und Neue Zeit? Mir gefallen sie sehr schlecht. Sie sind äußerst dürftig an Stoff und von gesudelter Behandlung. Ich glaube, wir haben von diesem Schriftsteller nichts weiter zu erwarten.

Ich habe mir hier diesen Winter ein kleines gesellschaftliches Theater errichtet, worauf Sprichwörter extemporirt werden. Ich will Ihnen nicht sagen, daß es gut sey; aber Sie wissen wohl, daß ich nicht heischend bin, wo ich nur guten Willen sehe. Meine alte Liebhaberei zum Schauspiel erwacht so stark in mir, daß ich alle Mühe habe, mich zurückzuhalten, die Pläne, die ich zu einigen Tragödien und Komödien in meinem Pulte liegen habe, nicht auszuführen.

Cette, 28. Febr. 1795*).

Wir sind hier, bester Freund, in einer Lage, deren Ungewißheit und Unannehmlichkeit ich Ihnen nicht beschreiben kann. Ich suche mich durch Arbeit zu betäuben, und den Kopf oben zu behalten. Aber es kostet Mühe. Wozu, wofür arbeiten wir noch? Wer wird noch ferner Werth auf Künste, Literatur, moralische Untersuchungen u. s. w. legen! Entweder es steht uns eine völlige Verfinsternung bevor — welches ich jedoch nicht fürchte — oder wir verlieren unsern ganzen Wohlstand, ohne den sich kein Interesse für edlere und schönere Unterhaltung denken läßt. Meine juristischen Arbeiten sind mir jetzt beinahe noch die liebsten. Prozesse werden die Menschen immer führen; und für jetzt thut mir wenigstens gleich etwas Gutes, indem wir Recht sprechen. Unser Collegium ist entschlossen, die Neufranken so zu erwarten, wie weiland der römische Senat die Gallier. An den Bärten sollen sie uns wenigstens nicht zupfen, denn wir haben keine. Aber wie wird es werden, wenn wir im Namen der hannöverschen oder gar französischen Republik sprechen sollen, da bis jetzt unsere Urtheilsformeln lauten: »Wir Georg der Dritte u. s. w.« Das können wir nicht, ohne unsern Huldigungseid zu brechen, und dann sehe ich mich für entlassen an. Ich komme dann zu Ihnen, und wie ich schon Ihrer Frau Gemahlin geschrieben habe, male dieser Dame Porträt und das Ihrige gratis, das übrige Jena aber, die Person zum großen Thaler.

Wenden wir unsere Augen von den Kriegsschrecknissen und wahren bereits eingetretenen Uebeln ab! Wissen Sie schon, daß Grossmann in Inquisition gerathen ist? Der Herr hatte sich einfallen lassen, in ein sehr mittelmäßiges Stück von seiner Composition: „Wer wird sie bekommen?“ nach der Censur verschiedene Stellen einzuschalten, die voller Anzüglichkeiten gegen Zimmermann, Nicolai und andere Personen waren, die er alle namentlich genannt hatte. Auch über die Aushebung der Recruten, über unsern unglücklichen Feldzug ic. hatte er

*) Wir schalten diesen Brief an Schüz ein, lassen jedoch alle politischen Specialia weg, Erlass gebend in den mitgetheilten interessanten literarisch kritischen Bemerkungen aus jener Zeit.
D. R. d.

sich in starken Ausdrücken sehr unanständige Scherze erlaubt. Er ward condemnirt auf 8 Tage bei Wasser und Brod zu sitzen. Hierüber aufgebracht, verfertigte er im Gefängnisse ein Pasquill gegen die Geh. Räte und gegen unser ganzes Gouvernement. Er fügte dieß einem Briefe bei, den er an seinen Sohn schrieb (der einer be-
richtigten Buchhandlung in Altona als Comtoirbedienter vorsteht), und bat ihn, es förderfamst drucken zu lassen, mehrere Exemplare nach Hannover zu senden, und auch von Altona aus dem Dinge die größte Publicität zu verschaffen. Diesen Brief mit dem Pasquille vertraute er einem Bekannten an, der ihn besuchte, mit der Bitte, es sogleich auf die Post zu geben. Es ist aber verrathen, und Grossmann der Justiz-Canzlei übergeben worden, die criminaliter gegen ihn inquirirt.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Frescobilder.

Die Malerei der Musik, die im vorigen Jahrhundert Dittersdorf mit seinen Ovid'schen Symphonien bis in's Lächerliche trieb, hat immer viel Anfechtung gefunden; allein fast möchte man glauben, daß meistens theoretische Pedanten das Schwert gegen sie gezogen haben, denn es widerspräche dem herrlichen Zwecke der Musik, wenn man diese Bilder, welche die Phantasie des Laien mehr als andere Tonstücke aufregen und sein Gefühl erwärmen, ganz verdammen wollte. Allerdings soll die Musik nach der Meinung unserer Componisten von altem Adel eine reine Sprache der Empfindung seyn und als solche nur Nebenzustände schildern, folglich nicht Körperliches und dergleichen nachkünsteln; allein warum darf sie nicht durch liebliche oder auch erhabene Gemälde alles das besser erreichen, was der contrapunctische Mathematiker bei seiner gelehrten Durchführung des schönsten Themas oft nicht erschwingt, da sie im letztern Falle den Regeln der Grammatik dessenungeachtet folgen kann. Freilich gibt es auch in der mu-

sikalischen Malerei Raphael's und nahe dabei Wandkleser, allein wer wird z. B. Mendelssohn-Bartholdi's Sommer-nachtsstraum gleich einem Payer'schen Bombardement von Algier u. beurtheilen, oder die wundervollen Malereien Weber's u. in der dramatischen Musik, so wie Löwe's geniale Begleitung zum Gesang, blind verwerfen wollen? Hunderte von Componisten denken nicht entfernt daran, ein Bild zu malen, und erschrecken vor der Richtigkeit der Zeichnung, welche oft hinterher ein phantastischer Laie herausfindet. Doch eben dieser Spielraum für den Ideenflug verleiht den musikalischen Gemälden einen wunderbaren Reiz, denn auch der Laie fühlt, daß der verklarte Meister Beethoven z. B. in seiner Pastoralsymphonie, wenn er daselbst den Hahn krähen und die Wachteln schlagen läßt, zu weit gegangen ist.

Mein Trost.

Es bauen die Reichen sich Häuser
Zum Ruhm vor der Welt und zur Lust,
Ich gehe verdüstert vorüber,
Der bittersten Noth mir bewußt.

Ob auch mit reflectirten Kräften
Mein Geist sich zu regen versteht,
Doch kann ich es nimmer erstreben,
Daß der Dämon des Glücks mich umweht.

In winzigem Hause zur Miethe,
Bermüht' ich in Arbeit den Tag,
Damit ich am Abend und Morgen
Den Hunger zu stillen vermag.

Nur Eins enthebt aus dem Dunkel
Des Lebens ein Morgenroth: —
Bald spannt aus dem Joche der Arbeit
Und schenkt mir ein Haus der Tod.

E. v. Hagen.

Reise - Zeitung.

Erinnerungen und Scenen
aus einem

Sommer - Aufenthalte in Carlsbad.

(Fortsetzung.)

Der sittliche Heroismus. Die Katastrophe.

Wenige Stunden darauf ging Casareon, seiner Gewohnheit gemäß, nach dem Posthofe. Bald begegnete ihm der bewegliche Herr Freundlich. Ein Gespräch über alltägliche Gegenstände ward angeknüpft und in Gang gesetzt, während man immer weiter fortging, und endlich unvermerkt den Posthof erreichte. Als die beiden Gefährten hier einen Augenblick eintraten, um sich ein wenig auszurufen. Ein freundliches „Guten Morgen, Ihr Herrn“ ward Ihnen entgegengerufen, und als die beiden Gefährten näher

hinzutraten, um zu sehen, wer der, oder die sie Begrüßende seyn möchte, erkannten sie in der Grüßenden die Präsidentin, und ließen sich neben derselben nieder. Zu ihrer Verwunderung mußten sie bald bemerken, daß die fast so muntere und lebhaftere Frau ungewöhnlich ernst, still und in sich gekehrt, ja traurig sey. „Aber, beste Frau Präsidentin,“ fragte mit Lebhaftigkeit Herr Freundlich, „was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen denn? Sprechen Sie doch! Kann ich rathe, oder helfen, so soll's gern geschehen. Aber traurig kann ich Sie nicht länger sehen.“ „Ich bin heute,“ erwiderte die Präsidentin, „Augenzeugin einer rührenden Scene, einer erhabenen großen und edlen Handlung gewesen, die mich innig gerührt und tief ergriffen hat.“ „O, so lassen Sie doch hören,“ baten einstimmig Casareon und Herr Freundlich. „Sie Ihnen zu verschweigen,“ erwiderte die Prä-

identin, „wüßte ich keinen Grund; so hören Sie denn. Heute Morgen erhielt ich zu meiner nicht geringen Verwunderung eine dringende Einladung von der Gräfin Valerie Waleßky, daß ich ihr doch sobald als thunlich meinen Besuch schenken möchte, ich verfügte mich daher unverzüglich zu der jungen Dame, in der ich sogleich meine Errettete von Aiche erkannte. Sie kam mir mit jenem feinen Anstande und jener gewinnenden Freundlichkeit entgegen, wie er vornehmen Polinnen nicht selten eigen ist, und dankte mir mit den herzlichsten Worten für die geringen Dienste und Hilfsleistungen, die ich ihr in Aiche geleistet hatte. Fast beschämt konnte ich ihr nur zusichern, daß ich mich durch ihren warmen Dank für so geringfügige Dienstleistungen, die ich ihr mit wahrer Freude geleistet hätte, ohne mir dabei eines besondern Verdienstes, als nur einer gegen sie erfüllten Menschenpflicht bewußt zu seyn, nur beschämt fühlen könnte. „Sie habe,“ nahm die junge Gräfin nach einigem Schweigen wieder das Wort, „ein entschiedenes Vertrauen zu mir gewonnen, und wünsche wohl meine Ansicht über einen sie nahe angehenden Fall zu vernehmen.“ Gern erklärte ich mich bereit, nach meinen schwachen Kräften ihrem ehrenvollen, mir höchst schmeichelhaften Vertrauen zu entsprechen, wenn sie mir den fraglichen Fall mittheilen wolle. „Ich bin,“ begann sie, nachdem wir uns niedergelassen hatten, „die Braut des Grafen Stanislaus Labensky.“ Er hat in der mährischen Schlacht bei Ostrolenka meinen schwer verwundeten Vater mit Gefahr des eigenen Lebens aus dem Gewühle des Kampfes gerettet, und nach der Heimath geleitet. Welche Gefühle uns, meine arme Mutter dort und mich, damals nur noch ein 14jähriges Mädchen, ergriffen, als der Graf uns den auf den Tod verwundeten Mann und Vater in's Haus brachte läßt sich leichter fühlen, als beschreiben. Er stand leider nicht mehr von seinem Schmerzenslager auf. Eines Tages winkte er mich und die weinende Mutter zu sich heran. „Valerie,“ begann er mit matter Stimme zu mir gewendet, „ich sterbe, ich fühle es, und lasse die Mutter und Dich allein und verlassen in der falschen Welt zurück. O, wie mir dieß das Herz so schwer macht! Valerie, liebes Kind, Du könntest mir diese Sterbestunde leichter machen, wenn Du wolltest.“ Schluchzend betheuerte und versicherte ich, daß ich bereit sey, jeden seiner Wünsche als ein heiliges Gebot zu befolgen. Da ward sein bleiches mütterliches Gesicht von einem seligen überirdischen Lächeln verklärt. Er faßte meine Hand, und legte sie in die Hand des neben seinem Lager stehenden Grafen Stanislaus. „Valerie, sprach er mit feierlichem Ernste, „schwöre mir auf das Kreuz des Erlösers,“ und er wies dabei auf das über seinem Sterbelager hängende Crucifix, „diesem Manne hier, der mich gerettet, daß ich nicht in Schlachtgewühle von den Hufen der Kasse zerstampft worden bin, sondern in den Armen meines Weibes und Kindes den Tod eines Christen sterben kann, eine treue, liebevolle Verlobte und Gattin seyn zu wollen,“ und ich schwor auf das Kreuz des Erlösers und in die Hand des sterbenden Vaters, die Verlobte des Grafen und dereinst seine Gattin seyn zu wollen. „Valerie,“ preßte noch mühsam der Sterbende hervor, „halte Wort, auf daß ich Ruh im Grabe habe.“ Warf mir noch einen freundlichen Blick zu, sprach noch leise stöhnend: „Gott, mein Gott, sey mir Sünder

gnädig und barmherzig,“ und war nicht mehr. Hier schwieg die junge Gräfin und schien mühsam nach Fassung zu ringen, während die Mutter laut weinte. Auch mir rannen die Thränen unbewußt herab. „Möge mir Gott verzeihen,“ nahm die junge Gräfin nach einigem Schweigen wieder das Wort, „wenn ich zu meinem nunmehrigen Verlobten nicht ganz das Herz fassen, wenn ich ihn nicht so von ganzem Herzen lieben konnte, wie ich als seine verlobte Braut gesollt hätte; allein mein Herz zog sich gleichsam in sich selbst vor seinem schroffen, finstern, kalten Wesen zurück. Ach, daß ich es gestehen muß, ich fürchtete wohl meinen Bräutigam, aber ich konnte ihn nicht lieben. Mein Herz verschloß sich krampfhaft vor dem Manne, den ich doch als meinen Verlobten und künftigen Gatten zu ehren und zu lieben verpflichtet war. Er nun, bemerkend, daß ich ihn nicht liebte, verfolgte und quälte mich unablässig mit seinem traurig-finstern Argwohn. Aus jeder meiner Handlungen und Schritte saugte er Gift. Wandte ich meine Sorgfalt und Liebe einem unschuldigen Gegenstande, einem Vogel oder sonst einem solchen freundlichen Geschöpfe zu, so konnte ich im Voraus gewiß seyn, daß es ein Gegenstand seines Hasses und seiner Wuth werden würde. Hier aber hat er mich seit meinem Hieseyn ganz besonders mit seiner eifersüchtigen Wuth gequält und verfolgt. Wollends an jenem unheilvollen Tage, wo Sie mir auf eine so edle und hilfreiche Weise in Aiche beisprangen, überhäufte mich der Bedauernswerthe — denn wohl kann man ihn mit Recht einen Bedauernswerthen nennen, da er so augenscheinlich alles Vertrauen und alle Achtung zu und vor weiblicher und menschlicher Tugend verloren hat — mit den bittersten Vorwürfen. Mein Schweigen und stilles Dulden schien seine Wuth eher zu steigern, als zu mildern; denn er ward in seinen Vorwürfen immer bitterer, immer beleidigender, immer schonungsloser, so daß ich endlich laut zu weinen anfang, während meine gute Mutter sich sehr heftig gegen den Ergriminten aussprach, und ihm geradezu erklärte, daß sie sich für berechtigt, ja für verpflichtet halte, das Band zwischen ihm und mir zu trennen. Die Wüthe und der Donner schienen gleichsam zürnend diese Erklärung meiner Mutter zu begleiten. Fast ohnmächtig vernahm ich wie aus weiter Ferne diese Rede meiner Mutter, denn in demselben Augenblicke riß der Graf mit fürchterlich ausbrechender leidenschaftlicher Wuth die Wagenthüre auf, war mit einem Sage zum Wagen hinaus, und warf dröhnend den Kutschenschlag hinter sich zu. Nun ging's an ein wildes Jagen. Wir flogen in saufendem Galopp querfeldein.

(Schluß folgt.)

Auf einen Informator.

Hier ist, für Ihre kleine Tugend,
Mein Herr! ein tüchtiges Subject.
Zwar hab' ich weder Kunst noch Tugend
In seiner rohen Seel' entdeckt;
Doch, Lob genug! er gleicht ihnen,
Spielt, lärt und flucht, und säuft und schreit.
O! brav! — Was fordert er? — Zu dienen!
Zwölff Thaler und ein altes Kleid. C. Halden.